

„Vollständigkeit“.

Eine methodologische Skizze.

Von Richard M. Meyer in Berlin.

Keine methodologische Forderung gilt heutzutage als selbstverständlicher als die der Vollständigkeit. Oft genug wird gerade dies als ein besonderer Vorzug der modernen Forschung vor der früheren Zeiten hervorgehoben, daß wir heute mit „vollständigem Material“ arbeiten, wo sich die Früheren mit gelegentlichen Funden begnügen mußten. Niemand wird so unverständlich sein zu bestreiten, daß ein allgemeiner Fortschritt in dieser Tendenz wirklich vorhanden ist, und niemand, denke ich, wird dem entgegen sein wollen, daß in wirklich wissenschaftlichem Sinne die Vollständigkeit noch weiter und noch strenger als bisher gepflegt werde. Die Frage, die ich aufwerfen möchte, ist lediglich die, ob die Art, wie dieser Begriff gewöhnlich gehandhabt wird, tatsächlich dem wissenschaftlichen Sinne entspricht und ob nicht vielmehr der Terminus zu ebensoviel Selbsttäuschungen wie auch praktischen Schädigungen im wissenschaftlichen Betrieb führt.

Ich weiß wohl, welchen Gefahren ich mich damit aussetze, wenn ich auch nur unter diesen Kautelen das vielverhättselte Lieblingstochterkind der neueren Methodologie, die „absolute Vollständigkeit“, angreife. Dennoch scheint es mir durchaus wünschenswert, daß man sich einmal darüber klar werde erstens, was Vollständigkeit bei unserem wissenschaftlichen Betriebe bedeuten kann, und zweitens, in welchem Grade sie ein anstrebenwertes Ideal sei.

Der Begriff der Vollständigkeit ist in die Geisteswissenschaften nur scheinbar aus den Naturwissenschaften herübergekommen. Wohl wird oft genug gerade die naturwissenschaftliche Forderung von der „vollständigen Beschreibung der Tatsachen“ auch bei uns zitiert, aber sie bestand vor allem in der Philologie längst, ehe sie von Physik und Chemie, Zoologie und Botanik aufgenommen wurde. Ist ja doch

überhaupt die sogenannte naturwissenschaftliche Methode viel früher als von irgend welchen Naturforschern von den Grammatikern ausgeübt worden, die die Kunst der Sammlung, Sichtung und Bearbeitung eines erschöpfenden Tatsachenmaterials viel eher und viel sicherer gelernt hatten als die Naturforscher.

Nun ist von vornherein klar, daß die Verschiedenheit, die zwischen Natur- und Geisteswissenschaften besteht, gerade auch auf dieses Problem Einfluß haben muß. Die Naturwissenschaft hat es erstens mit sogenannten fungiblen Objekten zu tun, das heißt mit Gegenständen, die untereinander völlig gleichartig sein können. Eine Unze Gold hat keine Individualität; 10 Gramm irgendeiner chemisch genau bestimmten Flüssigkeit sind unter allen Umständen dieselben, wo und wann, von wem und zu welchem Zweck sie in das Reagensglas gefüllt werden mögen. Daher ist bei der Naturwissenschaft etwas möglich, was bei den Geisteswissenschaften mindestens in demselben Sinne nicht möglich ist: nämlich das reine Zählen. Der Arzt kann sagen: ich habe so und soviel Fälle von Lepra oder von Schwindsucht in dieser Beobachtungszeit und innerhalb dieses Beobachtungsbezirkes gefunden. Der eine Fall läßt sich zu dem anderen ohne weiteres addieren, ganz gleich, ob die beiden Schwindsüchtigen in ihren Lebensbedingungen, in ihrer Individualität, in Alter, Vermögen usw. durch eine noch so große Kluft geschieden sein mögen. — Eine derartige Gleichwertigkeit der Einzelfälle existiert in den Geisteswissenschaften nicht. Die Fanatiker der naturwissenschaftlichen Methode in Philologie und Geschichte mögen sich anstrengen, soviel sie wollen, sie werden es doch nicht durchsetzen, daß eine völlige Gleichartigkeit etwa einer Zunftrevolution im alten Frankreich und im mittelalterlichen Deutschland oder einer oberbairischen Lautregel mit einer schwäbischen anerkannt wird. Die Objekte decken sich hier nie vollkommen. In den Bedingungen, in der Art der Betätigung, in der Zeitdauer, in der Weiterwirkung, kurz und gut in jeder Hinsicht bleiben individuelle Verschiedenheiten bestehen, die selbst die größte Gleichartigkeit der allgemeinen Tendenz überwiegen. Ich habe in dieser Zeitschrift früher (bei Gelegenheit einer Rezension von Theodor Lindners Geschichtsphilosophie) auf die Versuche hingewiesen, fungible Gegenstände innerhalb der Literaturgeschichte aufzufinden oder herzustellen, wie sie besonders durch die „Motive“ Scherers und seiner Schüler oder durch die zahlreichen Einzelnummern in Heinzel's mit so strenger Technik durchgeführten Beschreibungen vertreten sind. Ich glaube auch, daß dieses Bestreben ein berechtigtes ist und daß der Versuch, bis in die Nähe gewisser „Einheiten“ zu kommen, von seiten der Literaturgeschichte wie der Grammatik und auch von seiten der Geschichtsforschung immer wieder unternommen werden

muß. Ich halte es aber für ausgeschlossen, daß wir dabei jemals zu Atomen gelangen können, die die absolute Gleichartigkeit der physikalischen oder chemischen Einheiten auch nur annähernd erreichen. — Der Begriff der Vollständigkeit nun wird mindestens am einfachsten und am sichersten durch Zählung erreicht. Wenn ich alle Säulen eines Tempels zähle, so weiß ich genau, daß ich eine vollständige Aufzählung von ihnen im einzelnen zu geben imstande bin. Die Praxis, etwa in Brahms „Ritterdrama“, beweist ja nun freilich, daß Zählen und Aufzählen auch bei jenen „Motiven“ möglich ist. Nur ist hier wegen der Verschiedenartigkeit der genannten Zahlen eine Gewähr für Vollständigkeit nicht gegeben. Denn es ist sehr wohl möglich, daß ein einzelnes Motiv z. B. entweder an sich oder in einer einzelnen Ausführung von so komplexer Art ist, daß es, um mit anderen wirklich gleichartig zu sein, in mehrere aufgelöst werden müßte. Geschieht dies also nicht, so ist schon die Zählung eine nicht wirklich vollständige, denn tatsächlich würde dann z. B. das „Ritterdrama“ mit der besonders komplizierten Anwendung des Motivs „Vater-
rache“ mehrere Motive enthalten, wo Brahms nur eines gezählt hat.

Dies also ist der erste Punkt, in dem schon die Verschiedenheit der Natur- und Geisteswissenschaften gerade für die Frage, wie weit Vollständigkeit möglich sei, sich wichtig zeigt. Ein zweiter Punkt ist der, daß die Naturwissenschaften in der Lage sind, das Material selbständig zu vervollkommen, wozu wir nicht in gleicher Weise befähigt sind. Die Naturwissenschaften besitzen in dem „Experiment“ ein Mittel, die Lücken des Tatsachenmaterials zu ergänzen. Wenn es niemals beobachtet worden ist, wie irgend ein bestimmtes Arzneimittel auf einen lebenden Körper wirkt, so kann die Vivisektion die Lücken der Empirie ergänzen. Wenn es festgestellt ist, wieviel Zeit das Licht braucht, um bestimmte Medien zu durchbrechen, so kann experimentell nachgewiesen werden, wie es sich anderen, die zufällig bisher noch nicht in den Beobachtungskreis gekommen waren, gegenüber verhält. — Ein Experiment in diesem Sinne steht den Geisteswissenschaften nicht zu Gebote, obwohl sie manches besitzen, was daran erinnert. Scherer wiederum hat mit der Methode der wechselseitigen Erhellung gewissermaßen die Möglichkeit einer vollständigen Analogie zum naturwissenschaftlichen Experiment erschaffen wollen. Wenn uns nicht bekannt ist, welche Ursache etwa der rasche Verfall des Minnesanges im deutschen Mittelalter gehabt hat, so sollen wir suchen, irgendwo in der allgemeinen Literaturgeschichte eine analoge Erscheinung zu entdecken — etwa eine moderne, die uns in ihrem Gesamtverlauf genauer bekannt ist — sollen an dieser die Ursachen des Verfalls studieren und sie dann versuchsweise auf die weniger bekannte Erscheinung, im vorliegenden Falle also auf die mittelhoch-

deutsche Liebesdichtung, übertragen. Die Methode ist fruchtbar und im letzten Sinne durchaus berechtigt; muß es mindestens für jeden sein, der an eine innere Gleichartigkeit der Menschennatur und ihrer Phänomene glaubt. Eine völlige Analogie aber zu dem physikalischen Experiment bietet sie nicht, weil wir eben niemals in der Lage sind, die gewünschten Bedingungen genau herzustellen. Es bleibt eben immer eine Verschiedenheit z. B. zwischen der Entwicklung von Sturm und Drang und der Romantik, und soviel Entsprechungen wir in beiden literarischen Bewegungen finden mögen, sie genügen nicht zu einer restlosen Erklärung der einen aus der anderen, weil für jedes einzelne Phänomen neben den Übereinstimmungen auch die Verschiedenheiten mitsprechen.

Ich glaube also, daß mit dem bloßen Hinweis auf die Bedeutung der Vollständigkeit in den Naturwissenschaften die Frage für unsere Disziplin nicht beantwortet werden kann. Wobei ich es dahingestellt sein lasse, ob nicht umgekehrt so manches, was wir gegen Möglichkeit und Notwendigkeit dieses Ideals für Philologie und Geschichte auszusprechen gedenken, auch für die naturwissenschaftliche Forschung volle Geltung besitzen mag.

Wir haben uns also zweierlei Fragen vorzulegen, wenn wir uns jetzt einfach auf den Boden unserer eigenen Forschungsgebiete stellen: erstens, ist die Vollständigkeit bei uns zu erreichen? Zweitens, wie weit ist sie zu erstreben?

Was zunächst die Möglichkeit der Beschaffung vollständigen Materials betrifft, so müßte hier schon ein sehr beliebtes, aber nicht sehr logisches, lobendes Wort über viele neuere Untersuchungen stutzig machen. Wie oft liest man in Rezensionen, z. B. über Arbeiten aus dem Bereiche der historischen Nationalökonomie den Satz: „Das Material ist ‚sehr vollständig‘ gesammelt!“ Es ist klar, daß etwas so wenig „sehr vollständig“ sein kann, wie ein Glas „sehr voll“ oder ein Saal „sehr leer“ sein kann: in allen diesen Fällen wenden wir eben das Adjektiv nicht in seiner ganzen Strenge, sondern nur ungefähr an. Das Glas, das „sehr voll“ ist, ist wahrscheinlich nicht ganz voll; der Saal, der „sehr leer“ ist, ist jedenfalls nicht ganz leer; das Material, das „sehr vollständig“ herbeigeschafft ist, ist ohne Zweifel nicht wirklich vollständig. Und somit scheint gerade auf Arbeitsgebieten, in denen Schmoller und seine Schüler den Begriff der Vollständigkeit in Sammlung und Reproduktion besonders eifrig zu Ehren gebracht haben, von vornherein die Annahme vorzuschweben, daß eben doch die Vollständigkeit nur annähernd zu erreichen ist.

Unzweifelhaft ist das auch der Fall. Auch die allergünstigsten Umstände gestatten uns eine vollständige Materialsammlung nur ganz ausnahmsweise. Scherer abermals rechnete in seiner Poetik mit der

Möglichkeit einer vollständigen statistischen Aufnahme der gesamten Literatur irgendeiner Zeit oder gar eines Volks. Sehen wir selbst von den Schwierigkeiten ab, den Begriff „Literatur“ abzugrenzen, so daß in diese Statistik weder hineinkäme, was nicht hinein gehört, noch draußen bliebe, was drinnen Platz finden sollte, so bleibt doch die Forderung schlechtweg unerfüllbar. Bei der größten Vollständigkeit unserer bibliographisch-polizeilichen Meldeämter, bei dem größten Fleiß und der sorgfältigsten gegenseitigen Kontrolle der Bearbeitung würden sich doch immer einzelne Werke dem Verzeichnis entziehen. Und wenn Max Herrmanns Bibliothek von Einzel- und Privatdrucken, die jetzt an der Berliner Bibliothek begonnen worden ist, bis zu einem ungeheuren Umfange gediehen sein sollte, so würden wir auch dann eine Sicherheit für die absolute Vollständigkeit des Materials niemals geben können. Es sind allezeit Werke verschollen. Und dann: müßte nicht eine wirklich vollständige Statistik auch über die Drucklegung hinausgehen, müßte sie nicht diejenigen Werke, die im Manuskript vollständig vorliegen, aber durch irgend einen ungünstigen Zufall zum Druck nicht gekommen sind, als gleichartig behandeln mit denjenigen, die die Druckerchwärze über sich haben ergehen lassen? — Nun gar, wenn es sich nicht um vollständige Werke handelt, sondern um Aufsätze oder einzelne Gedichte, Erzählungen und dergleichen! Ich gehöre zu denjenigen, die Houbens Deutsche Bibliographie für ein unterschiedenes Bedürfnis nicht nur, sondern auch für ein hoffnungsvolles Unternehmen halten; daß sie aber jemals eine wirklich vollständige Aufzählung aller Zeitschriften und aller Zeitschriftenteile geben könnte, das halte ich, wie ich mit Freude sagen muß, für unmöglich.

Nun steht ja die Sache nicht immer so ungünstig wie bei Scherers Forderung. Es gibt ja z. B. literarhistorische oder grammatische Arbeitsgebiete von beschränkterem Umfang. Wir besitzen Platons sämtliche Werke; wir haben von manchen neueren Autoren nicht nur alles, was sie veröffentlicht haben, sondern in großer Reichhaltigkeit auch fast alles, was bis an die Schwelle der Veröffentlichung ging, z. B. bei Goethe, bei Hebbel, bei Otto Ludwig, bei Gottfried Keller. Es ist auch in unserem tagebuchführenden und statistische Selbstkontrolle übenden Zeitalter wohl möglich, daß einmal tatsächlich all und jede literarische Betätigung eines Autors von dem ersten Impromptu auf der Schiefertafel bis zu dem mehrbändigen Zeitroman vorläge. Wie denn einige der jüngeren Dichter, z. B. Richard Schaukal, mit liebender Sorgfalt den Hirzel ihrer selbst zu spielen nicht versäumen. — Die Frage ist nur wieder, kann man selbst hier von einer Vollständigkeit des Materials sprechen? Wird nicht selbst der schreibefrigste Autor, wird nicht selbst ein Kierkegaard, der in einer Flucht von Zimmern in jeder Stube ein Tintenfaß stehen hat,

um jeden Gedanken sofort zu notieren, dennoch manches ungeschrieben lassen, und sind nicht nach den Worten des Skalden Jafgeir die ungesungenen Lieder die schönsten?

Immerhin — man mag sagen, die Literaturgeschichte habe es eben nur mit dem überlieferten Material zu tun und Vollständigkeit heiße eben nur Vollständigkeit in bezug auf das Überlieferte. Gut; in diesem Sinne ist Vollständigkeit gelegentlich zu erreichen. Und gerade hierin eben besteht, wie ich wiederholt hervorgehoben habe, nicht zum wenigsten die allgemeine methodologische Bedeutung der Goethe-Philologie: die Massenhaftigkeit des Materials ermöglicht uns hier, eine ganze Anzahl von Fragen annähernd erschöpfend zu bearbeiten, für die wir bei fast allen übrigen Dichtern von dem Material im Stich gelassen werden. Die Geschichte des Faust liegt in ihren äußeren Umrissen besonders seit Pniowers musterhafter Zusammenstellung in nahezu lückenloser Folge vor; obwohl gerade er selbst in der Vorrede darauf hingewiesen hat, wie weit auch diese Lückenlosigkeit nur eine imaginäre ist. — Ferner: eine literarhistorische Arbeit kann sich ja auf ein noch engeres Gebiet beschränken und kann z. B. einfach ein einzelnes Problem in einem dazu bestimmten Buche durcharbeiten. So sind vor kurzem von Tielo die poetischen Motive und technischen Mittel in den Dichtungen von Strachwiz mit außerordentlichem Fleiße gebucht worden, und von Strachwiz ist wahrscheinlich außerordentlich wenig verloren. Noch näher scheint die Möglichkeit der Vollständigkeit zu rücken, wenn etwa eine grammatische Arbeit ein bestimmtes Denkmal erschöpfend beschreiben soll und vielleicht den Lautbestand der Keronischen Glossen oder die Grammatik der Eigennamen eines bestimmten Urkundenbuches geben will.

In solchen Fällen, das geben wir willig zu, ist die Vollständigkeit des Materials zu erreichen. Aber eben auch hier nur im groben, äußerlichen Sinne. Denn es ist klar, daß die Beschreibung immer noch mehr ins einzelne gehen kann, als sie in der sorgfältigsten Arbeit getan hat. Es könnten immer noch grammatische Fragen aufgeworfen werden, die nicht aufgeworfen worden sind. Die allervollständigste Aufnahme der Laut- und Flexionslehre und Syntax eines kleinen Denkmals kann immer noch neue Fragen übrig lassen. Zum Beispiel noch die von der Forschung ganz vernachlässigte über Sandhi im letzten Sinne, das heißt über die Frage, wie weit der Verfasser die einzelnen Sätze als vollständig selbständig behandelt oder ein gewisses lautliches Abpassen von Schluß und Anfang zweier Sätze herzustellen sucht. Die metrische Untersuchung kann immer noch verfeinert werden. Und ebenso können immer noch neue Fragen in bezug auf das vollständig vorhandene Material aufgeworfen werden.

Nun wird man allerdings sagen: dies alles gelte für die Naturwissenschaften auch. Dort sei ebenfalls eine fortwährende Verfeinerung der Präzisionsinstrumente und der Reagensmittel nicht nur denkbar, sondern tatsächlich gegeben. Dort würden ebenfalls durch neue Entdeckungen fortwährend neue Fragestellungen geboten, die auch die erschöpfende frühere Darstellung und Beschreibung einer Überarbeitung, wenn nicht einer Ersetzung durch neue Beschreibung bedürftig machen. — Das ist vollkommen zutreffend. Aber es beweist eben höchstens gegen die Möglichkeit der Vollständigkeit in den Naturwissenschaften und in keiner Weise für eine solche in den Geisteswissenschaften.

Um es zu wiederholen: Vollständigkeit des rohen Materials ist in bestimmten Umständen ganz ausnahmsweise und viel seltener, als man gewöhnlich annimmt, zu erreichen; Vollständigkeit des bearbeiteten Materials gibt es immer nur provisorisch, das heißt so lange, bis eine verfeinerte Kenntnis der Erscheinungen und eine vertiefte Fragestellung Lücken in der bisherigen Bearbeitung zeigt.

Nun bin ich allerdings der Meinung, daß die Vollständigkeit des unbearbeiteten Materials überall in bestimmten Grenzen angestrebt werden soll, über die wir nachher noch zu sprechen haben werden. Und ich bin weiter der Ansicht, daß, wo diese Vollständigkeit des unbearbeiteten Materials annähernd oder gar wirklich erreicht ist, die Pflicht einer nach unseren Mitteln vollständigen Bearbeitung (ebenfalls innerhalb bestimmter Grenzen) entsteht. Ich meine, daß statistische Übersichtstabellen kaum einer gründlichen Arbeit fehlen dürfen, obwohl es durchaus überflüssig ist, daß sie mit jeder Arbeit auch gedruckt vorgelegt werden. Aber peinlich genaue Versuche, das vollständige Material als solches sprechen zu lassen, wird jeder gewissenhafte Forscher für sich unternehmen. Er wird sich fragen, ob die Zahl allein, die er etwa für die Häufigkeit bestimmter Schibboleth-Formen in einem Sprachdenkmal, oder bestimmter charakteristischer Motive in einem Roman findet, einen Hinweis geben für bestimmte Untersuchungen, die er dann vorzunehmen hat. Aber er wird, glaube ich, diese dann vorzunehmenden Untersuchungen für ungleich wichtiger halten als ihre statistische Grundlage.

Über die philologische Statistik wäre wohl einmal eine eigene Untersuchung zu schreiben. Vor kurzem hat Burdach (Walter von der Vogelweide 1, S. 284) über den statistischen Aberglauben in der deutschen Philologie eine lebhafte und, wie ich glaube, berechtigte Klage angestimmt: „Indessen scheint ja nun einmal das Zeitalter der Statistik auch in unserer Disziplin angebrochen zu sein, und vor dem Siegeszug dieses Phantoms halten die Götter der philologisch-historischen Methode leider nicht Stand.“ Und dies ist es eben auch, was ich selbst in Besprechungen der methodologischen inter-

essanten Arbeiten von Rudolf Fischer (über Shakespeares Drama und zum mittelalterlichen Epos) ausgeführt habe und was sich ebenso über seine neueren Studien zum Repertoire des Burgtheaters (im Shakespeare-Jahrbuch 1902) auseinandersetzen ließe: daß eben für uns die Exegese und die Kritik des Materials eine ganz andere Bedeutung hat als für denjenigen Statistiker, der mit fungiblen Objekten arbeitet und bei dem eine bestimmte Kurve der Selbstmorde oder der Nahrungsmittelpreise allerdings ihre Exegese in sich selbst tragen mag. Freilich sind die Folgerungen, die wir etwa in bezug auf die Fragen Freihandel und Schutz Zoll und ähnliche von den verschiedensten namhaften Nationalökonomien aus denselben Daten gezogen sehen, nicht geeignet, uns für die Selbstkritik der Zahlen allzu gläubig zu stimmen.

Philologische Statistik ist um so eher möglich, je mehr sich das behandelte Material durch die Gleichartigkeit seiner Einheiten dem von der Naturwissenschaft bearbeiteten nähert. Sie ist in metrischen und rein sprachlichen Dingen eher möglich und mit besserem Ergebnis anzuwenden als in literarhistorischen und sprachgeschichtlichen. Aber sie ist auch selbst für jene, wenn man will, einfachsten Probleme keineswegs von unbegrenzter Zuverlässigkeit. Unsere beiden besten metrischen Statistiker Sievers und Wilmanns haben in der Beurteilung der altdutschen Reimzeile sich keineswegs von denselben Anschauungen zu denselben Zahlen leiten lassen. An einen anderen metrisch-statistischen Kampf, der gerade in dieser Zeitschrift mit großer Heftigkeit ausgefochten worden ist, will ich hier nur erinnern, ohne den Schatten hoffentlich erledigter Kämpfe heraufbeschwören zu wollen. Denn bei uns muß eben die Kritik und die Exegese allemal schon bei der Beschaffung des Materials viel stärker als in der Naturwissenschaft mit der Individualität der Fälle rechnen. Ob in einem bestimmten Fall eine Elision anzunehmen ist oder nicht, ob in einem anderen Fall ein Schreibfehler vorliegt oder das frühe Auftreten einer sonst erst später zu belegenden Verschiebung, das sind Dinge, die der Philolog doch wesentlich aus seinem eigenen Ermessen heraus zu beantworten hat und deren Beantwortung ohne weiteres das statistische Material beeinflusst. Wie oft haben wir uns bei metrischen Fragen und nicht sehr viel seltener auch z. B. bei dialektischen im Kreis herumgedreht! Dieser und jener Vers kann nicht echt sein, weil er eine metrische Lizenz enthält, die im Nibelungenlied in echten Versen nicht vorkommt, und sie kommt nicht vor, weil man alle Verse, die nicht nach einem bestimmten metrischen System gebaut sind, für unecht hält. Das sind Fehler, die zu vermeiden sind, so nahe sie auch liegen. Aber eine gewisse Subjektivität in der Beurteilung mancher Grenzfälle ist schlechterdings nicht zu vermeiden und bringt in derartige Statistiken Ungewissheiten hinein, von denen die mit Mark und Pfennigen rechnende

Statistik der Lebensmittelpreise nichts weiß. Gerade in unseren Tagen hat ja die Statistik in literarhistorischer Anwendung durch Kraus und Zwierzina eine Verfeinerung und Verbesserung erfahren, die sicherlich jeder von uns dankbar begrüßen und anerkennen wird. Aber es hat sich doch z. B. auch in der einsichtigen Rezension von Panzer über Kraus' *Weldele* (*Literaturblatt für germanische Philologie* 22, 361) gezeigt, daß auch die sorgfältigste statistische Bearbeitung eindeutige Folgerungen bei irgendwie komplizierten Problemen noch nicht ergibt. — Natürlich aber läßt sich scharfsinnig individualisierender Durchführung solcher Übersichten oft erstaunlich Vieles sicher abgewinnen, wie etwa Heuslers Untersuchung über den Dialog in der altgermanischen erzählenden Dichtung (*Zeitschrift für deutsches Altertum* 46, 189) beweist.

Bei höheren Problemen versagt nun gar die statistische Bearbeitung des vollständigen Materials so völlig, daß sie kaum als erste Stufe zur Weiter Verwendung finden kann. Hier haben eben für sie die philologischen Hilfsmittel der Kritik und Exegese, auf die schon August Wilhelm Schlegel (*Werke* 12, 405) mit soviel Nachdruck hingewiesen, ganz allein einzutreten. Was hilft uns für die Frage nach der Entwicklung des Goetheschen *Faust* eine statistische Sammlung von Parallelstellen, metrischen Eigenheiten und dergleichen mehr, die doch immer erst den chronologischen Unterbau für die psychologisch-ästhetische Bearbeitung herstellen kann. Und wenn es vor kurzem Kötter geglückt ist, zwei ganz verschiedene Typen des deutschen Hexameters zu entdecken und dann allerdings in sehr glücklicher Weise diese Entdeckung statistisch zu erläutern, so war doch der Fund selbst der Feinheit des beobachtenden Ohrs zu verdanken, das zwei verschiedene Typen unterschied, die frühere Versstatistiker von der Gründlichkeit eines Drobisch niemals bemerkt hatten.

So viel über die Frage nach der Möglichkeit, vollständiges Material zu gewinnen. Wir sehen, daß die Antwort verschieden ausfällt, je nachdem, wie wir den Begriff des Materials auffassen. Das primitive, reine Tatsachenmaterial kann einmal vollständig vorhanden sein, ist es aber nur unter so seltenen Bedingungen, daß diese nur als Ausnahmen zu gelten haben. Das sekundäre, wissenschaftlich bearbeitete Material, auf das es eigentlich allein ankommt, ist schlechterdings niemals vollständig aus dem einfachen, trivialen, leider unbestreitbaren Grunde, daß all unser Wissen Stückwerk ist!

Wir kommen nunmehr also zu der zweiten Frage, inwieweit die tatsächlich unerreichbare Vollständigkeit dennoch als Ideal aufzustellen sei.

Ganz gewiß wird niemand von vornherein erklären, die wissenschaftliche Arbeit dürfe einem Ziele lediglich deshalb nicht nach-

streben, weil es vollkommen nicht zu erreichen sei. In letztem Sinne gilt das ja eben von jeglichem wissenschaftlichen Ideal: wie von der Vollständigkeit, so auch von der Genauigkeit, so auch von der kritischen Strenge, so auch von der eindringenden Interpretation. Überall setzt eben die Schwäche des menschlichen Könnens seinem Wollen Schranken. Aber mit vollem Recht zieht man hieraus nicht etwa die Folgerung, daß alle diese Ideale „Lügen“ seien, wie jener Pessimist in Ibsens „Wildente“ die Ideale benennt. Wir sind allesamt „Hungerleider nach dem Unerreichlichen“. Und schon der alte Fontenelle hat es ausgesprochen, daß der Wert einer Wissenschaft ganz vorzugsweise in dem bestehe, was sie tatsächlich niemals erlangen kann. — Nun wird aber auch niemand behaupten wollen, irgend etwas sei deshalb schon ein berechtigtes Ideal, weil es ein praktisch erfüllbares nicht ist. Falsche Ideale gibt es sicherlich wie überall, so auch in der Wissenschaft, und ich glaube eben, daß es sich hier um ein solches handelt.

Der Schaden, den das Anstreben der Vollständigkeit bringt, ist ein doppelter: einerseits wird der wissenschaftliche Forscher selbst, anderseits der, der seine Arbeit benutzt und darauf weiter arbeiten will, beeinträchtigt.

Das Letztere liegt wohl offen zutage. Unsere Bibliographien z. B. haben allmählich einen solchen Umfang gewonnen, daß sich die vollständige Benutzung dieser vollständigen Verzeichnisse schlechterdings von selbst verbietet. Die überaus große Gründlichkeit, mit der jedes noch so unwichtige Programm über Lessings „Nathan“ verzeichnet wird, hat neuerdings ja sogar da Einzug gehalten, wo sie am allerwenigsten angebracht ist: in die geheiligten Räume der Allgemeinen Deutschen Biographie, wo wir von einem der eifrigsten Mitarbeiter mit unerträglichen Listen bedeutungsloser Zeitungsartikel über unbedeutende Schriftsteller regaliert werden. In solchen Fällen tut der Bibliograph seine Arbeit nicht „vollständig“, wie er meint, oder „besonders vollständig“, wie er sich rühmen mag, sondern er tut sie nur halb. Der vernünftige Leser hat das Recht vorauszusetzen, daß ihm nur das empfohlen wird, wovon er wirklich irgend etwas haben kann, und er müßte dem Bibliographen vertrauen dürfen, daß dieser das absolut Wertlose ein für allemal damit, daß er selbst es gelesen hat, abtut. Aber freilich setzt dieses Vertrauen voraus, daß der Aufsteller des Kataloges selbst ein kritisches Urteil besitzt, und Albert Rößler hat mit vollem Recht einmal gesagt: „Das Schwierigste am Sammeln ist das Wegwerfen.“ Wer diese Kunst nicht besitzt oder wer sich selbst nicht zutraut, sie richtig anzuwenden, der handelt freilich einfacher und bequemer, wenn er das Ganze mit Haut und Haaren uns vorsetzt; gerade so wie es leichter ist, mit nur mechanischer Arbeit der Hände lange Stücke aus

irgend welchem Autor abzuschreiben, als das Wesentliche daraus zu entnehmen und dem Leser vorzutragen. — Der Leser steht solchen unübersichtlichen Verzeichnissen gegenüber hilflos da, und nur die eine Arbeit, die des Zusammensuchens (deren Bedeutung wir freilich nicht unterschätzen wollen), nimmt ihm der ab, der ganz und gar sein Führer sein sollte. Die Folge ist einfach die, daß besonders unsere jungen Leute, wenn sie aus Goedeke sich Rats erholen wollen, entweder in eine stumpfsinnige Lesewut hineingeraten oder aber mit resoluter Verzweiflung das Ganze beiseite werfen und sich darauf beschränken, nach Willkür oder Instinkt oder auch einfach, wie früher, nach dem Rats eines erfahrenen Mannes die wichtigsten Sachen herauszunehmen. Seitdem Bädcker Sterne in seinen Gemäldegalerien angebracht hat, sieht sich kein Mensch, der einen Genuß von der Besichtigung der Bilder haben will, die unbestennten an; und mag er dabei hin und wieder ein wertvolleres übersehen, so ist der Schaden immer noch geringer, als wenn er mittels einer vollständigen Durchnahme der gesamten Bilderflut sich zum Genuß der Meisterwerke unfähig machen wollte. Bei der Festfeier der Berliner Gesellschaft für deutsche Philologie wurde von einem Hauptmitarbeiter ihrer gerade durch die Auswahl so verdienstvollen „Jahresberichte für Erscheinungen auf dem Gebiete der germanischen Philologie“ ein Lied gesungen mit dem Refrain:

Man kauft sie nicht, man liest sie nicht,
Man hat sie ja im Jahresbericht!

und wie oft steht es wirklich so mit dem, was man in den Jahresberichten schwarz auf weiß besitzt! Auch die Leiter und Mitarbeiter unserer mit so großem Fleiß und vielfach mit so großem Talent hergestellten Jahresberichte der neueren deutschen Literaturgeschichte klagen darüber, daß diese umfangreichen Register durchaus nicht in dem Maße benutzt würden, wie sie es verdienen. Der Grund liegt auch hier in der übergroßen Vollständigkeit, die den Spezialisten beglücken mag, denjenigen aber, der ein größeres Wissensgebiet überschauen will, leichtlich zur Verzweiflung bringen kann.

Man wird man sagen, die Vollständigkeit sei mit der Brauchbarkeit zu vereinigen; jene Verzeichnisse bei Bädcker brächten ja wirklich alles und hoben eben nur Einzelnes besonders hervor, und dieses Verfahren sei bei Bibliographien auch anwendbar und sehr vielfach auch angewandt. Das ist richtig. Aber die einfachste und praktischste Art, dasjenige, worauf es ankommt, hervorzuheben, ist die, daß man alles wegläßt, worauf es nicht ankommt. Mag doch derjenige, der die ungeheure Arbeit einer vollständigen Zusammenstellung sich gemacht hat, seine Sammlung an einem geeigneten Orte deponieren, etwa an einer jener künftigen Zentralstellen für literatur-

historische Forschung, wie sie Minor im ersten Hefte dieser Zeitschrift gefordert hat. Wird doch überhaupt viel zu viel gedruckt! Wie vieles an sogenannten dankenswerten Neudrucken könnte sehr gut an irgend-einer zugänglichen Stelle niedergelegt werden, so daß die Wenigen, die auf die sämtlichen Briefe eines unbedeutenden Schriftstellers des 18. Jahrhunderts näher einzugehen Ursache haben, an der Hand einer kurzen analysierenden Nachricht wüßten, was und wo sie zu suchen haben.

Ein Beispiel, wie gefährlich die Vollständigkeit oder ihr Schein wirken kann, ist seit Jahren auf dem Gebiete der mittelhochdeutschen Philologie zu beobachten und besonders von Noethe wiederholt hervorgehoben worden. Haupts köstliche Sammlung „Des Minnesanges Frühling“ bietet, wenn man die Gedichte Wolframs und Walthers von der Vogelweide und etwa noch die Sammlung der Carmina Burana dazu nimmt, die Erzeugnisse der Blütezeit unserer Minnedichtung so ziemlich vollständig. Die Folge war, daß die Dissertationen, die sich mit mittelhochdeutschen Themen beschäftigen, sich ein- für allemal an diesen Kodex hielten und von den zahlreichen und zum Teil sehr interessanten Minnesängern, die mit Recht oder Unrecht in der Sammlung von Lachmann und Haupt fehlen, kaum überhaupt etwas wußten. In diesem Falle ist gewiß die Schuld ganz auf der Seite des Lernenden, denn die Sammlung war nicht nur zu ihrer Zeit eine unschätzbare Leistung, sondern bildet auch heute mit Recht den festen Punkt, von dem alle Studien zur Geschichte der mittelhochdeutschen Lyrik ausgehen. Aber der bloße Schein der Vollständigkeit genügt hier eben, um Dichter wie Gottfried von Meifen oder Winterstetten vollständig hinter Heinrich von Rugge zurücktreten zu lassen. Wenn sich so die Vollständigkeit selbst da gefährlich zeigt, wo sie einerseits (allenfalls) zu erreichen und andererseits durch die Umstände geboten ist, wieviel mehr gilt da das Gleiche in solchen Fällen, wo sie ganz und gar nicht angebracht ist! Etwa bei den vollständigen Sammlungen von Volksliedern aus den verschiedensten Gebieten, die immer wieder dieselben Stücke bringen, und zwar nicht bloß im Titel, sondern im vollständigen Abdruck, so daß die Übersicht dieses an sich kaum übersehbaren Materials immer von neuem erschwert wird und daß es heutzutage mühseliger ist, sich über den Bestand an deutschen Volksliedern zu unterrichten als in der Zeit Ludwig Uhlands.

Immerhin ist es ja möglich, daß ein sorgfältiges Heranziehen oder meinetwegen Drillen der Studierenden sie befähigt, auch diesen Gefahren und Mühen gegenüber wacker auszuhalten. In der Tat läßt sich in den Arbeiten besonders österreichischer Universitäten eine sorgfältige Schulung gerade in bibliographischer Hinsicht ebenso

deutlich erkennen, wie etwa bei den Arbeiten der Engländer die außerordentliche Sorglosigkeit, die weder von den besten Ausgaben noch von den letzten Darstellungen irgendwie Notiz nimmt. Viel wesentlicher scheinen mir die Bedenken, die das Ideal der Vollständigkeit für den Forscher selbst mit sich bringt.

Um bei dieser Bekämpfung der Vollständigkeit vollständig zu sein, unterscheiden wir wiederum zweierlei Gesichtspunkte: den moralischen und den rein wissenschaftlichen.

Die moralischen Gefahren sind keineswegs zu unterschätzen. Der Bibliograph scheint sich zu einem wirklich gefährlichen Typus herauszubilden. Ich brauche wohl nicht erst hervorzuheben, daß das keineswegs von jedem gilt, daß wir vielmehr Vertreter dieser gerade wegen der Undankbarkeit ihrer Arbeit nicht genug mit Dank zu begrüßenden Mühen vor uns haben, deren wissenschaftliche Persönlichkeit ebenso lebenswürdig ist als ihre menschliche. Aber sie drohen bedenklich von der neuen Art der fanatischen Vollständigkeitsjäger in den Hintergrund gedrängt zu werden. Und bei diesen entwickelt sich ein Kollektaneestolz und ein Bettelkastengeist, der in unerfreulichster Weise an den leersten Gelehrtenlinkel des 17. Jahrhunderts erinnert. Die bloße Sammelwut tritt an Stelle des wissenschaftlichen Arbeitens; es bildet sich eine, ich möchte sagen, rein animalische Gier nach Vollständigkeit aus. Kein größerer Jubel, als wenn man eine Nummer mehr hat als der andere, und wenn es auch eben nur ein Regenwurm ist. Mit welcher dem Unbefangenen oft unbegreiflichen Freude wird in Rezensionen dieses Typus irgend ein übersehener oder vielleicht gar mit Absicht nicht genannter Name ausgespielt, als sei er Trumpf und Übertrumpf! Ihnen kommt es gar nicht darauf an, daß aus diesen Namensverzeichnissen irgend etwas Ersprießliches hervorgehe, sondern diese werden zum Selbstzweck, und solche Vergötterung des Werkzeuges führt dann (wie in sehr vielen Fällen) zu einem hochmütigen Herabblicken auf alle die, die die viel schwerere und viel wissenschaftlichere Kunst des Sichtens mit Bewußtsein üben. Manchmal liegt geradezu etwas von einer Selbstverstümmelung in dieser Manier, durch ein endloses Anhäufen vor Vorbereitungen sich selbst jede wirklich geistige Arbeit zu erschweren. „Er exzerpierte beständig,“ sagt Lichtenberg einmal, „und was er las, ging am Kopfe vorbei aus einem Buche in das andere.“ Wollen diese Exzerptoren aber dann doch einmal selbst Gebrauch von ihren ungeheuren Materialien machen — was für graue Mäuse sind es dann gewöhnlich, die der freißende Berg gebiert! Ein Friedrich Zarncke wußte den ungeheuren Vorrat seiner in Sammlungen und Notizen niedergeschlagenen Gelehrsamkeit doch wenigstens in der Form der mündlichen Auskunft und Belehrung fruchtbar zu machen: viele heutige Bibliographen aber sitzen wie

Harpagon auf ihrem Schatz und wissen ihn nicht anders zu verwenden, als indem sie den Kasten von Zeit zu Zeit höhnisch anderen vor die Augen halten. Wird die Bibliographie so betrieben, so wird sie, die ein wertvoller Helfer der wissenschaftlichen Forschung sein kann und sein soll, geradezu eine Feindin derselben, nur allzu geeignet, das Odium, das auf der philologischen Tätigkeit in den Augen weiter Kreise nun einmal lastet, vorübergehend wieder zu erwecken und zu rechtfertigen.

Die wissenschaftlichen Schäden der Jagd nach Vollständigkeit sind eben nur der spezifische Ausdruck, den solche moralische Schädigung in der gelehrten Arbeit findet. Man verlernt vollkommen, Wichtiges und Unwichtiges zu scheiden, und hilft sich dann mit der schlechten Ausrede, in der Wissenschaft sei alles wichtig. Der selbige Ritschl konnte sich diesen Satz gestatten, weil er selbst so energisch auf große Ziele gerichtet war, daß bei ihm und auch bei denen, die unter seiner direkten Einwirkung standen, eine Gefahr in dem Sophisma nicht lag. Wenn aber unsere modernen Historiker den Satz aussprechen, so ist das schon viel bedenklicher, denn es ist wirklich ein Unterschied, ob über die Geschichte der Reformation oder über die der Seidenraupen im Kreise Mörs gehandelt wird. (Man lese beispielsweise die Rezension einer solchen Arbeit in der Deutschen Literaturzeitung 1902, S. 2286.) Wir werden dann wieder auf ein Spezialistentum zurückgedrängt, das eben glücklich überwunden worden war. Die Vollständigkeit mechanisiert; sie stumpft das Auge ab für die Unterscheidung großer und kleiner Aufgaben, großer und kleiner Persönlichkeiten, großer und kleiner Fehler. Sie ist die billigste aller Methoden, weil sie diejenige ist, zu deren Anwendung am wenigsten Geist gehört. Nun kommt es freilich vor, daß gerade Männer von großem Geiste mit einer gewissen Askese sich unter das Joch dieses Abgotts beugen. Wenn ein bedeutender Forscher solch ein Ziel verfolgt, so müssen wir das wie jedes Experiment eines selbständigen Geistes als eine wichtige Erfahrung gelten lassen und studieren. Aber man muß eben Justi sein, um in einer Biographie Winkelmanns wirklich alles, was auch nur entfernt herantritt, aufzuklären und ins volle Licht zu stellen. Das ist ein Luxus der Beschränkung, den die Großen sich gestatten dürfen. Wer nicht an innerer Fülle von Anschauungen, von Geist, von selbständigen Gedanken ein Gegengewicht gegen die ungeheure Strenge dieser Aufgabe besitzt, der wird und muß dabei elendiglich zugrunde gehen.

Und noch nach einer anderen Seite wirkt der Begriff der Vollständigkeit schädlich und diesmal merkwürdig genug gerade so, daß sein eigenes Ideal beeinträchtigt wird. Die Vollständigkeit im Sinne der Methode bleibt ja immer eine rein empirische. Quod non est

in actis, non est in mundo. Demgegenüber gibt es aber doch noch eine ganze Menge von Dingen, die sich beim sorgfältigsten Suchen in keinem Archiv und in keiner Bibliothek finden lassen und die dennoch dagewesen sind. In diesem Sinne verlangte Scherer Systeme, die so vollständig angelegt seien, daß auch das zufällig nicht Erhaltene in ihnen Platz findet; und aus dieser Forderung heraus ist es z. B. Hoffory geglückt, einen Laut nachträglich aufzufinden, den er zunächst bloß aus lautphysiologischen Gründen postuliert hatte. Nun wird man sagen, dann sei eben doch wieder die Vollständigkeit, und zwar eben die des Systems die Ursache der Entdeckung. Sicherlich; aber eben an diese Vollständigkeit denkt der vulgäre Begriff des Wortes nicht: er denkt nur an ein Zusammenraffen und Zusammenschleppen desjenigen, das da liegt, und verliert immer mehr den Sinn für ein einen Augenblick von den gegebenen Tatsachen sich entfernendes Nachdenken, für ein Überlegen von Möglichkeiten, für ein Prüfen des Verlorenen. Es ist das ein Gesichtspunkt, den Hermann Paul mit Nachdruck, aber allerdings wohl in etwas doktrinärer Weise gegen die Textbehandlung der Lachmannschen Schule geltend gemacht hat, der aber in ganz analoger Weise in literarhistorischen Problemen zur Anwendung zu kommen hat. Die Frage nach dem Ursprung des Minnefanges kann nicht lediglich nach den vorhandenen Quellen beurteilt werden, und wenn man diese noch so vollständig zusammenbringt. Dazu gehört auch noch ein Erörtern von bloßen Wahrscheinlichkeiten, wie Burdach, Schönbach und andere es mit Erfolg in diese Frage eingeführt haben.

Derjenige Punkt, in dem eine Schädigung des allgemeinen wissenschaftlichen Betriebes durch jenes falsche Ideal sich schon heute am deutlichsten zeigt, ist die zunehmende Seltenheit eindringender Interpretation. Damals, als noch Vico einzelne „goldene Stellen“ aus Schriftstellern herausholte, um mit ihnen den Charakter einer Zeit oder eines Volkes zu veranschaulichen, da setzte dies Verfahren zweierlei voraus: daß er erstens die Schriftsteller jener Zeit oder jenes Volkes genügend kannte, um die klassischen Stellen herauszufinden, und daß er zweitens diese so durch und durch und bis ins innerste Mark zu verstehen und zu deuten wußte, daß er eben alles, was darin steckte, aus ihnen herausholte. Solche Deutung einzelner charakteristischer Worte findet man oft bei Wilhelm Scherer, bei Runo Fischer, bei Heinrich von Treitschke; in neueren Arbeiten begegnet sie nur ganz vereinzelt, und wo sie versucht wird, mißglückt sie nur allzu oft. Es ist ein Verhältnis, wie zwischen jenen japanischen und chinesischen Malern, die „einen ganzen Vogel aus drei großen Federn“ herstellen „und der ist viel mehr Vogel als alles,

was die mühseligste europäische Imitation, die an allem gleichwertig klebt und darüber das Leben verliert, zuwege brächte“ (Flörke, Böcklin S. 82) — und eben diesen tristen Virtuosen der nachahmenden Vollständigkeit.

Natürlich will ich nicht zu einem willkürlichen Hineingreifen raten, das in irgend einen Dichter die Nadel sticht wie die Übergläubigen in ihre Bibel und in ihren Virgil; ganz im Gegenteil, ich habe ja eben hervorgehoben, daß die Erkenntnis klassischer Stellen nur auf Grund der Durcharbeitung des ganzen Materials möglich ist. Aber jeder geübte und gewissenhafte Rezensent weiß, daß auch die Stichprobe ihre Technik hat, und zwar eine Technik, die bei gewissenhafter Anwendung ein vollständiges Durcharbeiten wertlosen Materials wohl zu ersetzen vermag. Man lese, was Bernheim in seinem Handbuch der historischen Methode, nur allerdings allzu kurz, über den Begriff des „Vertretens“ ausführt: wie eben für den wirklich historisch geschulten Blick bestimmte Persönlichkeiten, bestimmte Ereignisse, bestimmte Worte zu Symbolen werden für große Gesamtheiten und Gesamtverläufe, und wie diese Gesamtheiten und Gesamtverläufe in jenen glücklich erschauten Einzelercheinungen uns in größerer wissenschaftlicher Vertiefung vor Augen treten, als wenn man uns eine lange Rolle voller Namen und Daten vorweist. —

Ich bemerke zum Schluß, daß ich mir der Gefahren auch eines Kampfes gegen die Vollständigkeit durchaus bewußt bin. Aus Anlaß meines „Grundrisses zur neueren deutschen Literaturgeschichte“ hat ein amerikanischer Rezensent mir gewünscht, ich möge mir das Verdienst erwerben, den Fetisch der Vollständigkeit ganz von seinem Altare zu werfen. Es war nicht diese Aufforderung, was mich veranlaßt hat, einen längst schon vorbereiteten Plan zur Ausführung zu bringen, sondern es war vielmehr ein Buch, an dem ich die Gefahren der Vollständigkeit wieder so recht gründlich erkannt habe, gerade weil es ein fleißiges und gescheites Buch ist, nämlich die Abhandlung von Tiele über die Dichtungen des Grafen Strachwitz; aber freilich bin ich nur zögernd dazu geschritten, einen Warnungsruf laut werden zu lassen. Zwar das werde ich mit Ruhe ertragen, wenn auch diesmal beliebte Verdrehungen in der Polemik mir nicht erspart bleiben sollen und wenn man mir vorwerfen wird, ich wollte ein feuilletonistisches Arrangieren oder ein blindes Heruntappen, während ich doch ein möglichst vollständiges Durcharbeiten des Materials für die Voraussetzung der wirklich wissenschaftlichen Arbeit halte, aber allerdings auch nur für die Voraussetzung. Schwerer würde ich es aber ertragen, wenn wirklich Oberflächlichkeit und Arbeitsunlust sich auf mich berufen sollen. Gerade der angehende Forscher hat gewiß von den Gefahren der Vollständigkeit weniger als von denen

der Unvollständigkeit zu befürchten. Der Kritiker aber soll es sich immer bewußt halten, daß es höhere Ideale gibt als das der mechanischen Vollständigkeit, und der Lehrer soll es nicht vergessen, daß diejenige Vollständigkeit, die dem Schüler aus Gründen der Erziehung wohlthun mag, für den selbständigen Forscher etwas ist, das überwunden werden muß. Denn wir laufen bereits jetzt allzusehr Gefahr, über jenen — man verzeihe das harte Wort — bürokratischen Idealen dasjenige einzubüßen, was in allen Zeiten die unentbehrliche Grundlage wirklich fruchtbarer wissenschaftlicher Tätigkeit war: den Sinn für das Wesentliche.

Zur Methodik der psychologischen Stiluntersuchung.

Von R. Pissin in Strausberg.

Ziel sei: nicht Häufung, sondern Vergeistigung des Materials.

Der Begriff des Sprachstils bezeichnet ein zweifach Differenziertes: Zunächst die bewußte „künstlerische (gelegentlich auch gekünstelte) Veräußerlichung des inneren künstlerischen Aussehens“ (Petrich); sodann die Summe der — unbewußten — Äußerungen als Reflexe der schriftstellerischen Persönlichkeit. Wirkt dort der Stil, und ist zu betrachten, als ein Kunstgebilde, so bietet und bedeutet er hier einen Seelen Spiegel. Die Aufgabe der Stiluntersuchung eines Einzelwerks oder einer schriftstellerischen, z. B. dichterischen Persönlichkeit ist also gedoppelt: einmal sucht sie, in Verfolg der erstgenannten Anschauung, den Künstler und die Mittel seiner bewußten Arbeit zu erfassen, dann die psychologischen Stilwerte erforschend dem Menschen nahe zu kommen. Beide Betrachtungsweisen des sprachlichen Stils ergänzen sich: ihr Gesamtergebnis reflektiert das Wesen der Persönlichkeit, als der Einheit, die all ihre menschlichen und künstlerischen Äußerungen zusammenschließt.

Diese elementaren Sätze, die fundamentales Gemeingut der Stilsforschung sein sollten, wiederholte ich hier nicht in solcher Ausführlichkeit, hätte ich die Überzeugung, daß in der Tat die beiden angedeuteten Betrachtungsweisen nicht nur als gleichberechtigt, sondern auch als gleich fruchtbar allgemein anerkannt und angewandt würden. Das scheint mir nicht der Fall zu sein; als ein Symptom der im großen ganzen noch herrschenden Einseitigkeit in der Abgrenzung des